

Predigt zu Matthäus 15, 21-28

Jens Martin Sautter (2.20.2022)

Wem gehört die Kirche?

Vor einigen Jahren sagte ein Mitglied der Kirchenleitung bei einem Besuch in einer Gemeinde: Die meisten Pfarrpersonen investieren 80% ihrer Zeit und Energie für nur 20% der Kirchenmitglieder, nämlich für die Hochverbundenen, die Engagierten. Aber was ist mit den vielen anderen Kirchenmitgliedern, die auch ihre Kirchensteuern zahlen und die genauso Gemeindeglieder sind wie die anderen? Für die haben die Pfarrer kaum noch Zeit.“

Man kann nun viel darüber sagen, man kann auch erklären, warum es gut ist, Zeit in die Menschen zu investieren, die dann wiederum als Ehrenamtliche einen großen Teil der Gemeindegliederarbeit machen. Und dennoch: Viele bekommen deutlich weniger Zeit mit der Pfarrerin als andere. Diese Kritik hat mich schon ein bisschen verfolgt. Wer weiß, vielleicht sitzen Sie ja auch hier und denken ganz ähnlich. Wobei, die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Sie gerade nicht hier sitzen, sondern zuhause.

Wem gehört die Kirche? Wem gehört der Pfarrer? Wer darf am Tisch platznehmen? Ehrlich gesagt: Auch in der Kirche ist dieser Kreis ziemlich begrenzt. Man spricht heute von einer Milieuverengung der Kirche. Milieus beschreiben Gruppen von Menschen, die sich in ihren Überzeugungen, Gewohnheiten und ihrem Lebensstil ähnlich sind. In unserer Gesellschaft gibt es viele verschiedene Milieus, aber die Kirche wird im Wesentlichen von 3-4 Milieus getragen. Menschen, die ziemlich ähnlich denken und leben. Sie gestalten die Kirche, sie fühlen sich wohl, und sie sorgen oft dafür, dass die anderen keinen Zugang finden. Natürlich würden sie das nicht zugeben, theoretisch wollen sie vielleicht genau das Gegenteil. Aber sie wollen eben, dass es so bleibt wie es ist. Dass sie auf ihren Stammsitz sitzen können. Sie sind überzeugt: Die Kirche – das sind wir. Ich glaube, auch bei uns müssen wir uns diese Frage stellen: Wie sehr beanspruchen wir die Kirche für uns mit unseren Vorlieben, Gewohnheiten und Überzeugungen und zeigen dadurch anderen unbewusst die Tür? Und sagen: „Die Auferstehungsgemeinde: Das sind wir“?

Das Problem gab es schon am Anfang des Christentums. Es waren Juden, die die Kirche gegründet haben. Juden, die Jesus als Messias erkannt haben. Für sie war klar, dass man nur als Jude wirklich zu Jesus gehören konnte. Sie fanden es schwierig, dass diese Heiden an die Türen klopfen, dass Heiden zum Glauben fanden, und dass dieser Paulus sogar auf Reisen ging um die Heiden zu missionieren. Aber

Paulus hatte sich zunehmend durchgesetzt, und bald schon waren viele Gemeinden gemischt.

In den Gottesdiensten sah man immer mehr Heiden, die sich unter die Juden mischten. Sie waren selbstverständlich dabei, denn entscheidend war nur, dass man sich zu Christus bekannte. Manche waren darüber gar nicht so glücklich. Aus ihrer Sicht waren das Leute ohne Tradition. Sie kannten die Bräuche des alten Bundes nicht, sie kannten die Regeln im Tempel nicht. Sie hatten keine Geschichte, sie gehörten nicht zu dem erwählten Volk, das schon seit 1000 Jahren durch die Weltgeschichte zog.

Das können wir uns alles vorstellen: dass es in den ersten Gemeinden solche Leute gab, die so eng dachten und andere ausgrenzen wollten. Wir können uns vielleicht sogar vorstellen, dass Petrus ein bisschen zu schwerfällig war, um sich auf Fremde einzustellen. Er war ja nur ein einfacher Fischer und für ihn war der Weg nach Jerusalem schon eine halbe Weltreise. Wir können uns auch vorstellen, dass der Bruder Jesu, Jakobus, Mühe damit hatte. Er kam vom Lande und hatte nie eine Ausbildung genossen. Alles schön und gut, aber nun lesen wir, dass selbst Jesus ein Problem damit hatte, dass Heiden etwas von ihm wollten.

Jesus und die Heiden

Dabei ist es nicht das erste Mal, dass ihm Heiden nahe kommen. Schon im Stammbaum, den Matthäus ganz zu Beginn auflistet, finden sich heidnische Frauen – im Stammbaum des Messias! Und dann: Kurz nach seiner Geburt begegnet Jesus den heidnischen Magiern, die ihn in der Krippe aufsuchen. Er war noch zu klein, sie wegzuschicken und zu sagen: „Danke für die Geschenke, aber ich bin nur zum Volk Israel gekommen.“ Als Wanderprediger begegnet er eines Tages einem römischen Hauptmann, einem Heiden. Jesus ist beeindruckt von seinem Glauben und heilt daraufhin dessen Knecht. Da wundern sich viele der Beistehenden – und Jesus selbst vielleicht auch. Und doch sieht man im Matthäusevangelium, wie diese einzelnen Begebenheiten eine Spur darstellen, die am Ende zu dem großen Auftrag hin läuft: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker.“ Eben auch die Heiden. Spätestens hier ist klar, dass Jesus der Erlöser der ganzen Welt ist.

Aber soweit war Jesus noch nicht, als diese Frau auftaucht. Sie kommt aus der Küstenregion um die Städte Tyrus und Sidon. Eine Gegend, um die Juden immer einen großen Bogen gemacht haben. Aus einem einfachen Grund: Die Menschen dort waren unrein! Sie hatten einen anderen Glauben. Schon die Gründerväter des Volkes hatten vor ihnen gewarnt. Auch Jesus bleibt nur kurz da, nur diese kurze Station,

und dann ist er schon wieder zurück in Nazareth, seiner Heimat. Fast scheint es, es wäre ihm nicht so ganz geheuer gewesen, was er dort erlebt hat.

Dabei hatten ihn die Jünger vor dieser Erfahrung schützen wollen. Sie sind mit ihm unterwegs, als diese fremde Frau auftaucht und anfängt zu schreien. Den Jüngern ist das unangenehm. Sie wissen sehr wohl, dass sie keine Jüdin ist und sagen zu Jesus: „Schick sie weg, sonst lässt sie uns nicht in Ruhe.“

Sie gehört nicht zu uns. Sie ist anders. Für sie ist kein Platz in der Kirche. Und das erstaunliche ist: Jesus gibt ihnen Recht. „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Was das bedeutet, ist klar: Diese Frau gehört nicht dazu. Vielleicht ist er müde, denken wir uns. Vielleicht hat er etwas in der Frau gesehen, was wir nicht gesehen haben, hoffen wir. Vielleicht will sie ihn nur reinlegen und Jesus durchschaut das. Jesus wird schon seine guten Gründe gehabt haben. Aber die Frau lässt nicht locker. Sie fällt auf den Boden, umklammert seine Füße und ruft: „Hilf mir!“

Da merken wir, dass Jesus ihr wirklich nicht helfen will: „Es ist nicht in Ordnung, dass man den Kindern ihr Brot wegnimmt und es den Hunden vorwirft.“ Es ist offensichtlich, wer in diesem Bild der Hund ist, und wer die Kinder sind. Eigentlich ist damit die Diskussion beendet. Die Frau hat sich ohnehin schon sehr weit aus dem Fenster gewagt, einen Mann so anzusprechen, und dazu noch einen Juden. Aber sie lässt sich nicht abwimmeln, sie will nur ein paar Brotkrumen für ihre kranke Tochter haben, die von dem Tisch der Kinder hinunter fallen. Nur ein paar Brotkrumen, das reicht schon.

Jesus ist sprachlos, so etwas hat er noch nicht erlebt. Dass eine Frau ihm so die Stirn bietet, dass ihm jemand im Gespräch das Wasser reichen kann, und dann noch eine Heidin. Am Ende gibt er sich geschlagen und sagt: „Dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst!“ Und die Tochter wird gesund.

Jesus lernt dazu

Ein solches Gespräch findet man sonst vergeblich im Neuen Testament. Jesus muss sich eines Besseren belehren lassen, er lernt dazu, er ändert seine Haltung – durch eine Person, von der man das am wenigsten erwartet hätte. Von einer Frau, dazu noch einer heidnischen Frau, belehrt zu werden – das war kein schmeichelhafter Gedanke.

Ich glaube, es hätte viele Gründe für die ersten Christen gegeben, diese Geschichte nicht in der Bibel unterzubringen. Die Evangelien entstanden ja, als die Heiden schon zur Kirche gehörten. Da hätte man diese

Passage doch weglassen können. Man hätte Jesus als denjenigen hinstellen können, der es von Anfang an so gewollt hat. Aber Matthäus hat diese Geschichte aufgenommen, weil sie offensichtlich so geschehen ist. Sie zeigt, wie radikal die Menschwerdung Gottes zu verstehen ist: Jesus selbst versteht erst allmählich, was der Vater im Himmel von Anfang an gewollt hat.

Mit dieser Geschichte hat man die Erinnerung aufrechterhalten, wie revolutionär diese Entwicklung und diese Weitung der Kirche waren. Es war total nachvollziehbar, dass viele Juden damit große Mühe hatten. Wie auch nicht? Jesus selbst hatte anfangs Mühe mit dieser Vorstellung! Das war Trost für die, die sich schwer taten. In diesem Ringen Jesu spiegelt sich das Ringen der ersten Christen. Aber die Geschichte zeigt auch, dass die spätere Entwicklung hin zu den Heiden schon bei Jesus angelegt und keine fixe Idee des übereifrigen Heidenapostels Paulus war.

Aber auch wir lernen dazu. Als Heiden-Christen haben wir nämlich erst spät gelernt, dass die vermeintlichen Hunde zwar einen Platz am Tisch der Kinder bekommen, aber das heißt eben nicht, dass die Kinder vom Tisch verstoßen werden. Es hat viele Pogrome gebraucht, ja die fast vollständige Auslöschung der Juden in Europa, bis Christen gemerkt haben, dass die Geschichte Gottes mit den Juden nicht vorbei ist, dass die Erwählung dieses Volkes nicht beendet ist. Es hat lange gedauert, bis wir gelernt haben, dass es Gottes Güte zu verdanken ist, dass wir überhaupt einen Platz am Tisch bekommen.

Die Kirche wird kleiner. Allerorten wird darüber gesprochen. Viele Plätze am Tisch werden in Zukunft leer bleiben. Nicht wenige klagen darüber, aber gleichzeitig pochen sie darauf, dass alles doch so bleiben soll, wie es ist. Lieber leere Stühle am Tisch, als einen Sitznachbarn haben, mit dem man nichts gemeinsam hat. Lieber eine schrumpfende Kirche, als den Leuten Platz zu machen, die anders denken, leben, glauben.

Im Neuen Testament können wir sehen, dass Menschen wie diese Frau – Heiden - nicht weiter die Krumen am Boden aufheben müssen, sondern einen Platz am Tisch bekommen. Und wo wir es nicht schaffen, Plätze frei zu räumen und Jesus mit anderen zu teilen, kann es uns passieren, dass Jesus es am Ende selbst in die Hand nimmt: sich das Essen vom Tisch nimmt, dazu noch eine Flasche Wein - und sich dann zu den anderen setzt, die unter dem Tisch auf die Krumen warten.

Wem gehört die Kirche? Das ist eine Frage, die wir in allen Zukunftsprozessen, aber auch in unserer Gemeinde, immer wieder stellen sollten. AMEN